



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis : zwei Besuche am Hofe  
des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Strebens, nicht aber wie bei uns die Vermögenslage der Eltern über die Art und Länge des Bildungsganges entscheide. In der That, auch wir würden uns von einer derartigen Betrachtung etwas gutes versprechen. Wo aber bliebe dann der preussische Finanzminister, der jene gähnende Kluft, die unser Volk in zwei einander fremde Teile scheidet, dadurch erweitert, daß er für die sämtlichen höhern Staatsschulen das Schulgeld um etwa zwanzig Prozent erhöht hat?\*)



## Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

(Schluß)



achdem mich der Herzog entlassen hat, in meinem Zimmer geschrieben; vieles überdacht.

Das Wetter klärt sich ein klein wenig auf; Philipp erscheint: Diner bald nach vier, im Jagdanzug! Wir geht ein Licht auf: der Frack ist hier die Ausnahme, die Gala!

Der Herzog, Erbach, Leiningen erscheinen bei Tisch in allerhand kurzen Sacken und gewaltigen Wasserstiefeln und eilen davon, ehe noch das Mahl ganz beendet ist. Wir ändern im Überrock.

Spazierfahrt mit der Herzogin. Miß Gianetta mit dieser im Ponypphaethon, den die Herzogin selbst führt; die beiden jüngern Misses Hughan, Fräulein von Thümmel und ich in einer Kalesche. Wir fahren durch eines der, wie die Sage berichtet, von der heiligen Elisabeth angelegten und mit Kolonisten aus Ungarn bevölkerten Dörfer: Groß-Tabarz, dann ein Wald- und Wiesenthal, in dem sich keine menschlichen Wohnungen zeigen, hinauf, endlich zu Fuß durch den Wald, die Berglehne hinan zum Thorstein.

Abends Soiree im Billardzimmer, wo geraucht wird; aber Frau von Meyern ruht nicht, bis sie in den Salon der Herzogin verlegt wird.

An neuen Gästen erscheint da der Fürst Hagfeldt, Standesherr auf Trachenberg in Schlesien, der ein Haus in Gotha besitzt und seine Winter da verlebt, weil ihn seine eigentümlichen Familienverhältnisse und sein Liberalismus am preussischen Hofe mißliebig gemacht und mit dem schlesischen Adel brouillirt haben. Ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Dann erscheint, durch G. Freytag eingeführt: Berthold Auerbach, der Verfasser der „Dorf-

\*) Wir gedenken in einem der nächsten Hefte auf die Stellung der Konferenz zu der oben behandelten Frage zurückzukommen.

geschichten.“ Ein kleiner, dicker, dachsbeiniger Mann. Die Damen hüthotiren unter einander über diese Erscheinung. Fräulein Thümmel sagt mir, man mache sich so gern ein ideales Bild von Dichtern, es sei dann eine gar wunderliche Überraschung, wenn so eine Figur erscheine. Eben wird er ihr vorgestellt. Sie sagt natürlich, wie sehr sie seit lange gewünscht habe, ihn kennen zu lernen, da sie ihn schon so lange aus seinen Werken kenne und verehere. Er fragt, ob er denn auch dem Bilde entspreche, das sie sich von ihm gemacht habe? Es sei gefährlich, ein ideales Bild seiner selbst vorzufinden.

B. Auerbach hat mir, noch ehe er im Salon erschien, einen Besuch in meinem Zimmer machen wollen — ich finde dort später seine Karte. Durch G. Freytag mit mir bekannt gemacht, bietet er mir die Hand.

Fürst Hatzfeldt spricht mit G. Freytag über die Wahlen in Schlesien; er hat von K. Dyherrn eine Aufforderung erhalten, an unsern Parteiberatungen teilzunehmen und sich auf dem Fürstensteine einzufinden. Hatzfeldt scheint der Sache nicht recht zu trauen und Demokratentum dahinter zu vermuten. Ich mische mich in das Gespräch, sage, daß ich auch an den bisherigen Beratungen teilgenommen habe, und erkläre, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Kann auch bemerken, daß Hatzfeldt nach und nach eine andre Ansicht der Sache gewinnt.

Mit Hatzfeldt zusammen die Partie des Herzogs gemacht. Sehr heiter dabei. Hatzfeldt fährt den Abend nach Gotha.

10. August. Der Himmel hat sich wieder ganz aufgeklärt. Herrliches Wetter. Frühstück im Freien, vor dem Gartensalon, an der Westseite des Schlosses. Dann sehen wir die Herren zur Jagd aufbrechen, den Herzog und Erbach zu Pferde.

Miß Gianetta etwas unwohl. Ihre Schwestern sind nicht mehr da.

Mehrfach schon hat mich Miß Gianetta eingeladen, sie in ihrem besondern Zimmer zu besuchen und Anteil zu nehmen an den Übersetzungen aus dem Deutschen in das Englische, die sie für den Herzog macht. Ich besuche sie denn heute. Sie übersetzt lyrische Gedichte aus einem Bändchen, das dem Herzog gewidmet ist. Ihr Talent geht nicht über den gewöhnlichen Dilettantismus hinaus. Ich nehme den ernsthaftesten Anteil an der Sache und helfe hie und da mit einem recht unbedeutenden kleinen Ratfchlag. Sie hat auch Goethes „Troft in Thränen“ (Wie kommts, daß du so traurig bist) übersetzt und verspricht mir eine Abschrift.

Man sorgt für unsre Unterhaltung. Miß Gianetta macht mit der Herzogin eine kleinere Fahrt, die beide im Ponyphaethon in die Nähe der Jäger führen soll; wir andern (Frau von Meyern, Fräulein von Thümmel, Gruben, Meyern, B. Auerbach und ich, Mr. Hughan nicht zu vergessen) werden in zwei Equipagen auf eine weitere Partie ausgeschickt. Unterwegs schließt sich uns der Fürst Hatzfeldt an, der aus Gotha kommt.

Fahrt durch das erziehungsberühmte Schnepfenthal nach Waltershausen, wo wir eine große Spielwaren (Spielsachen)-Fabrik besuchen, die nicht weniger abwerfen soll, als die zu Sonneberg am südlichen Abhang des Thüringer Waldes. Es wird allerhand gekauft.

Wir fahren durch den Wald hinauf bis zu einem Fußpfade, dann zu Fuß hinauf nach Schloß Tenneberg, dem ehemaligen Witwensitz der Herzoginnen von Gotha. Der schönen Aussicht können wir uns nicht erfreuen; die Zimmer, die sie beherrschen, sind vom Landrat bewohnt. Zu Fuß an Berglehnen durch den Wald dahin zurück nach Reinhardtsbrunn.

Berthold Auerbach feiert hier wahre Triumphe; er hat einen ungemeinen succès: seine kleine Gestalt ist längst vollständig vergessen. Niemand denkt mehr daran. Die Herren tragen ihn auf Händen, die Damen schwärmen für ihn. Das ist auch ganz natürlich; denn er ist wirklich einer der lebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind.

Wie wir zurück sind in Reinhardtsbrunn, fordert er mich auf, mit ihm allein durch die Anlagen zu wandeln, denn in größerer Gesellschaft habe man doch nichts von einander. Er geht mit mir nun wie mit einem alten Freunde.

Wir gehen da erst mit Fräulein Thimmel, dann allein umher, begegnen seinem Schwiegervater, dem Bankier Schneider aus Breslau, und B. Auerbachs zehnjährigem Sohn, die im Gasthof wohnen. Allein vielerlei besprochen, Litteratur, Auerbachs eigne Werke. Er sagt, daß die gewaltfame Überspannung, die er in der Litteratur vorherrschend gefunden, ihn darauf geführt habe, auf die einfachsten Verhältnisse und Zustände zurückzugehen, um sie zur Geltung zu bringen. Ich sage: wenn man in reifern Jahren den Großmeister dieser Welterschmerzschule, Lord Byron, wieder zur Hand nimmt, erstaunt man darüber, wie hohl auch der ist!

Seziger gesunkener Zustand der deutschen Litteratur; mir macht es immer einen befremdlichen Eindruck, ich kann mich nicht hineinfinden, wenn ich in Zeitschriften u. s. w. lange Artikel finde, in denen von Gutzkow, Hebbel, Prutz und all den Leuten die Rede ist, ganz ernsthaft, als wären sie alle mit einander wirklich etwas, als wäre das, was sie zu Tage fördern, wirklich eine Litteratur und überhaupt der Rede wert. Auerbach meint: die Leute wissen alle recht gut, daß sie „ruhmgeschmückt“ sind, d. h. daß ihr ganzer Ruhm künstlich gemacht und in der That nichts dahinter ist.

Auch von meinen Studien ist die Rede; ich sage unter anderm: wer Geschichte mit Ernst und Wahrheit zu erforschen sucht, der überzeugt sich davon, daß in dieser Welt nichts so selten ist als eine That! Das frappirt ihn, besonders da ich den Gedanken weiter ausführe.

Die Jäger kommen spät nach Haus. Der Herzog hat nichts geschossen, wohl aber haben Treskow und Fürst Leiningen jeder einen Hirsch geschossen;

Treskow einen Zwölfender, Leiningen gar einen Sechzehnder. Das war eigentlich gegen die Hausordnung. Ein Achtender wird von den Jägern und Forstleuten des Herzogs herkömmlich ein „Kavalierhirsch“ genannt, wie mich Herr von Meyern belehrt, weil stillschweigend angenommen wird, daß die „Kavaliere,“ die der Herzog mitnimmt auf die Jagd, nur Achtender schießen, größere Hirsche aber vorbeilassen. Die größern nämlich wünscht der Herzog selbst zu schießen. Aber weder Leiningen noch Treskow hatte je früher einen Hirsch geschossen; es war für jeden von ihnen der erste Hirsch; da hatten sie der Versuchung nicht widerstehen können.

Diner bei Licht. Ich sitze dem Herzog schräg gegenüber neben B. Auerbach. Diskussion mit Fräulein Thümmel, die nicht weit von mir sitzt. Sie hatte schon neulich — ich weiß nicht mehr von wem — gesagt, er sei ein sehr geistreicher Mensch; ich hatte das zugegeben, aber hinzugefügt: „man ist aber sehr wenig, wenn man ein geistreicher Mensch ist,“ und daß der eigentliche Wert des Menschen auf dem Charakter beruhe. Fräulein von Thümmel wollte sich nicht überzeugen lassen und fügte unendlich schöne Sachen hinzu. Da sie jetzt die Diskussion erneuerte, zog ich B. Auerbach hinein — auch der Herzog mischte sich hinein —, beide waren entschieden meiner Meinung. Da erklärte Fräulein von Thümmel: drei Männern gegenüber müsse sie freilich ihre Ansicht aufgeben u. s. w.

Sehr heiterer Kaffee bei Licht im Blumengarten, wo B. Auerbach die ganze Herrenwelt um sich versammelt und durch manches geistreiche Wort entzückt. Im Salon der Herzogin erscheint als Besuch Madame Lenkert, geborne Fürstin Hohenlohe aus Schlesien, die einen Maler geheiratet hat. Partie Whist mit dem Herzog und Hakfeldt. Der letztere reist ab nach Schlesien, sämtliche Herren begleiten ihn an den Wagen. Er giebt mir Rendezvous auf dem Fürstenstein, hat sich also entschlossen, zu kommen; das ist wohl einigermaßen mein Verdienst.

11. August. Wieder herrliches Wetter. Frühstück im Freien, etwas früher als gewöhnlich. Ausbruch zur Jagd. Der Herzog reitet einen hochedeln arabischen Schimmel, den sein Bruder Albert in Damaskus für ihn hat ankaufen lassen. Ein gar schönes Tier, das ich mir genau betrachte. (Wir züchten auch in Europa schöne Pferde, die sich in jeder Beziehung mit dem Araber messen dürfen: nur den schönen Kopf des Arabers hat kein europäisches Pferd. Ich betrachte mir heute genau, worin der Unterschied liegt: abgesehen vom Auge sind es die starken, weit offenen Nüstern, die den Kopf des Arabers so schön machen. Das englische und deutsche Vollblutpferd hat mehr geschlossene, gleichsam glattgedrückte Nüstern; dadurch wird der Kontur des untern Teils des Kopfes verdorben.) Leiningen folgt in einem leichten Jagdphaethon mit vier stattlichen, edeln Pferden. Wie sich der Zug durch den schönen Park in Bewegung setzt — die Herzogin im zierlichen Ponyphaethon folgt —, schaudert

B. Auerbach in sich zusammen und sagt zu mir gewendet, mit Entzücken: „Es ist ein herrliches Leben!“ Er ist in der That sehr glücklich hier, fühlt sich recht wonniglich wohl in dieser reizenden Umgebung, unter den bedeutenden Männern und schönen Frauen; er muß mitunter an sich halten, um nicht laut aufzujuchzen vor Glückseligkeit. Das ist natürlich genug! Er hat seine Kindheit und erste Jugend unter Schacherjuden in einer Hütte verlebt.

Nachdem die Jäger aufgebrochen waren, wandle ich mit B. Auerbach und Frau von Meyern in den Anlagen umher; das Gespräch berührt mancherlei, Erziehung unter anderm, weibliche Erziehung. Ich sage, daß ich, was diesen Punkt betrifft, wohl versucht wäre, Klagelieder anzustimmen; die Erziehung unsrer Frauen sei nach meiner Ansicht sehr verkehrt: „unsre Frauen werden lediglich auf das Singsen erzogen!“

Miß Mary und Luisa Hughan kommen aus Gotha an, und nun wird eine große Partie auf den Inselberg unternommen. Sie soll uns in die Nähe der Jagd führen. Unsrer Gesellschaft wandert zu Fuß, da Fräulein von Thümmel zu Grubens großem Ärger die Wagen fortgeschickt hat, erst den Kennweg entlang, dann links ab durch Buchenschläge zur Tanzbuche, einem eigentümlichen Plätzchen im Walde. Die Wiesen weit umher sind herzoglich; in frühern Zeiten hatten die nahegelegnen Dörfer die Verpflichtung, dem Herzog das Heu einzubringen, und nach vollendeter Heuernte wurde dann den Fröhnern von der „Herrschaft“ an dieser Stelle unter einer alten Buche ein festlicher Tanz gegeben. Daher der Name. Jetzt steht hier ein kleines Jagdhaus, leicht von Holz zusammengefügt. Wiesen, die einen klaren Teich umgeben, dehnen sich bis an die waldigen Abhänge aus. Schöne Aussicht auf den Hauptkamm des Thüringer Waldes mit seinen Kluppen. Es ist gar anmutig hier oben.

Das ganze Gebirge scheint von Reisenden zu wimmeln. Auf dem Inselberg trafen wir sehr zahlreiche Gesellschaft; hier sehen wir in einiger Entfernung am Waldesrande die Schüler von Schnepfenthal, die, von ihren Lehrern geführt, gymnastische Übungen und Spiele treiben, sich aber nicht im mindesten um uns kümmern.

Wir lagern am Teich. B. Auerbach und ich, wir breiten unsre Plaiids auf dem Rasen aus für die Damen, die Damen singen Liedchen. B. Auerbach wälzt sich im Grase vor Wonne, erzählt komische Geschichten, singt burleske Liederchen vom Kasperltheater her, das alles in so harmloser, naiver, liebenswürdiger Weise, daß es durchaus ungezwungen bleibt und doch nie über die Grenze des in guter Gesellschaft passenden hinausgeht. Miß Gianetta und Luisa, Frau von Meyern sind so hübsch, so reizend gekleidet, daß die Gruppe auf dem frischen Rasen, unter ein paar alten Bäumen, am klaren Wasserspiegel, wohl des Malens wert gewesen wäre, und die Zeit fließt angenehm an uns vorüber.

Endlich kommen die Jäger. Der Herzog auf seinem Schimmel, die Herzogin mit einem langen Stecken zu Fuß hinterdrein.

Die Herzogin liebt ihren Gemahl sehr. Ihr größtes Glück ist, in seiner Nähe zu sein. Sie kann das Schießen nicht gut vertragen und folgt ihm doch auf die Jagd. Treskow erzählt mir, daß sie im Herbst bei den großen Treibjagden auf Hasen stets neben dem Herzog her in der Jägerkette über die Sturzäcker geht. Sie schreckt bei jedem Schuß zusammen, aber sie überwindet die Nervenpein, um nur bei dem Herzog sein zu können.

Diner auf Blech und Zinn, im Freien, unter ein paar alten Buchen, nachdem sich die Herzogin im Jagdhaus umgekleidet hat. Die Forstleute sitzen mit bei Tisch und verzehren schweigend, was ihnen geboten wird. Rückweg schon in der Abenddämmerung. Fahrt durch den Ungeheuern Grund nach Reinhardtsbrunn. Abends im Blumengarten. Partie des Herzogs (mit Alvensleben) im Freien, an einem Kartentisch, an dessen vier Ecken Laternen angebracht sind.

B. Auerbach empfiehlt sich heute Abend, da er abreist. Sehr herzlicher Abschied von mir; daß wir uns in Dresden sehen, wenn ich durchreise, versteht sich von selbst. Der Herzog und namentlich Erbach zeigen sich so freundschaftlich wie möglich gegen ihn. Die Damen sehen ihn ungern scheiden.

12. August. Ich wollte heute reisen, denn es ist zwar sehr schön hier, es lebt sich hier anmutig und leicht, aber ich muß daheim Druckfehler corrigiren und eine Wahlbrotschüre schreiben, die ich versprochen. So hatte ich denn meine Abreise schon angekündigt. Aber ganz früh schon kommt Meyern vom Herzog gesendet zu mir und fordert mich in dessen Namen auf, heute noch zu bleiben. Das ist natürlich nicht abzulehnen.

Diner mit einem gewissen Apparat; ein paar preussische Offiziere aus Erfurt sind dazu geladen: Herr von Blumenthal, Obristleutnant im Generalstab, und Adjutant Rittmeister von Bernuth. Tafel im Freien, an der Westseite des Schlosses. Militärmusik aus Gotha, die der Herzog hat kommen lassen. Sie spielt Duvertüren u. s. w. aus den Opern des Herzogs; er selbst hört mit großer Spannung zu, ob sie auch richtig vorgetragen werden. Blumenthal sagt mir, daß er zum großen Generalstab nach Berlin versetzt sei; in Erfurt werde wahrscheinlich Otto Bernhardi an seine Stelle kommen.

Thee und Abend im Blumengarten, wo ich noch ein bedeutendes Gespräch mit dem Herzog habe; es dreht sich um Welt, Zeit und Leben im allgemeinen. Er zeigt darin viel Geist, ein sehr schnelles Fassungsvermögen. Noch ein paar Rubber Whist mit ihm und Alvensleben; ich bleibe am Ende um fünf Points im Gewinn.

Der Abschied, wie ich mich nun empfehle, ist von allen Seiten so herzlich und wohlwollend, wie ich nur irgend wünschen kann. Der Herzog ladet mich vielfach ein, ihn wieder zu besuchen; auch mir ist es leid, zu scheiden. Es wird einem nicht bald wieder so gut.

## 2

Zwei Jahre später, im September des Jahres 1860, war Theodor von Bernhardt noch einmal Gast des Gothaer Hofes. In seinen Aufzeichnungen darüber (die ihres Umfangs wegen an dieser Stelle nur teilweise wiedergegeben werden können) spiegelt sich die veränderte Zeitstimmung so deutlich wider, daß die nachfolgenden Blätter schon als Beiträge zur Signatur der Übergangszeit von Interesse sein werden, die seit der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. ihren Anfang genommen hatte.

Die Umrisse der Lage, die der September 1860 in Deutschland und Europa vorfand, können mit wenigen Worten wiedergegeben werden. Nachdem im Herbst 1858 der Prinzregent die preußischen Staatsgeschäfte übernommen hatte, waren im nächsten Jahre der Ausbruch des italienischen Krieges und die Begründung des deutschen Nationalvereins (am 15. und 16. September 1859 zu Frankfurt am Main), die Verlegung des Vereinsausschusses nach Koburg (16. Oktober 1859) und die Begründung der von A. L. von Kochau herausgegebenen „Wochenschrift des deutschen Nationalvereins“ (Mai 1860) gefolgt. Mit dem Friedensschluß von Villafranca hatte für Europa, mit den Frankfurter Beratungen vom September 1859 für Deutschland ein neuer Zeitabschnitt begonnen. So deutlich waren die Unhaltbarkeit des Bundestagszustandes und die Unvermeidlichkeit einer Neugestaltung Deutschlands zu Tage getreten, daß die Fragen der europäischen Politik für weiterblickende deutsche Patrioten vor allem unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die bevorstehende Wendung der vaterländischen Geschichte in Betracht kamen. Hoffnungen, die man längst zu Grabe getragen hatte, schienen neu aufgelebt, Möglichkeiten, die man abgeschlossen geglaubt hatte, neu eröffnet zu sein. Noch aber machten sich die Wirkungen der vieljährigen Stockung unsers öffentlichen Lebens in so peinlicher Weise geltend, daß sich Besorgnisse vor einem Rückschlage an jeden in nationalem Sinne gethanen Schritt hefteten, und daß sie vielfach auch da die Oberhand behielten, wo man sich mit den von der Nationalpartei verfolgten Zielen durchaus einig wußte.

Während der auf den nachstehenden Blättern geschilderten Reinhardtbrunner Tage fand die erste Generalversammlung des Nationalvereins statt (3. bis 5. September), dem der patriotische Herzog Ernst, ohne Rücksicht auf das eigne Interesse, in seiner zweiten Hauptstadt (Koburg) eine Stätte bereitet hatte. Fünf Monate zuvor (11. Mai 1860) war Garibaldi auf Sicilien, nach Eroberung dieser Insel bei Reggio gelandet (21. August) und seit dem 1. September im Anmarsch auf Neapel begriffen: der Fall des Königreichs beider Sicilien erschien als Frage der nächsten Zukunft, aller Welt Blicke waren auf den Kirchenstaat und das Erscheinen des italienischen Heeres in den Marken gerichtet, jede Stunde konnte Entscheidungen von geschichtlicher Bedeutung bringen.

Diesen Zeitverhältnissen entsprechend galten die im September 1860 zwischen dem Herzog und seinem Gaste geführten Gespräche, namentlich den deutschen und den italienischen Verhältnissen des Augenblicks: der kurz zuvor in Baden-Baden abgehaltene Fürstenversammlung, den Entschliessungen des Nationalvereins und Napoleons III. Stellung zu der Bewegung, die eine Umgestaltung der Zustände Mittel- und Südeuropas als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Deutliche Vorstellungen von dem, was die nächsten Tage und Wochen bringen sollten, fehlten den sogenannten Eingeweihten ebenso vollständig, wie denen, die rückfichtlich der Zeitereignisse auf die Meldungen der öffentlichen Blätter angewiesen waren. On marchait vers l'inconnu, und selbst Männer von der politischen Erfahrung und dem Blick Herzog Ernsts und seines Gastes glaubten mit Möglichkeiten rechnen zu müssen, die heute durchaus unwahrscheinlich klingen.

Am zweiten September war Bernhardt in Reinhardtsbrunn eingetroffen, und vom Abende dieses Tages beginnen seine auf diese Zusammenkunft bezüglichen Tagebuchblätter.

2. September. Gegen sechs Uhr kehrt der Herzog von der Jagd zurück. Diner in einem kleinen Sälchen unter der Hirschgalerie. Nur der Herzog, die Herzogin, Mr. Barnard, Hausmarschall Wangenheim und Fräulein Konstanze Thümmel (die Damen in Trauer), niemand sonst. Die allerfreundlichste Aufnahme von allen Seiten. Aber mir wird etwas bange. Ich bereue fast, daß ich hergekommen bin. Wie wird die Zeit hinzubringen sein! Es regt sich ein gewisses Verlangen, bald wieder loszukommen.

Nach Tisch kommt der Herzog in mein Zimmer; langes Gespräch, wobei ich höre, frage, durch Bemerkungen weiterfördere.

Der Herzog: „Der gegenwärtige Moment ist ein sehr wichtiger und in mancher Beziehung ein sehr gefährlicher.“ Ich denke nach dieser Einleitung, er wird von Italien sprechen und vom Orient; nein, er denkt zunächst an das, was ihn zu allernächst betrifft: der Nationalverein tagt demnächst in Koburg, und von seiner Haltung, von den Beschlüssen, die er faßt, wird viel abhängen. (Mir scheint die Sache nicht so wichtig.)

Der Herzog: „Die Führer des Vereins sind vielfach gewarnt und ermahnt worden, sie haben versprochen, vernünftig zu sein und die Beschlüsse des Vereins in den Bahnen der Mäßigung zu erhalten; es fragt sich nur, ob sie der Sache durchaus Herr bleiben. Der Verein will sein eignes Programm feststellen, das ist bedenklich und kann weit führen; es tritt da eine dreifache Gefahr ein: 1. Wenn der Verein eine konstituierende Nationalversammlung verlangt und sich selbst etwa als Vorparlament konstituieren will; 2. wenn er die Reichsverfassung von 1849 zu seiner Fahne wählt und für deren Durchführung zu wirken beschließt; 3. wenn er die Hegemonie Preußens proklamirt und verlangt, daß diesem Staate die Vertretung des Bundes nach außen und die Militärmacht in ganz Deutschland überlassen werde.“ (1 und 2 wäre Wahnsinn, und dennoch kann man Deutschen auch dergleichen zutrauen, sie sind so überaus praktisch!)

Wird einer von diesen drei Beschlüssen gefaßt, so muß auch der Herzog dem Nationalverein seinen Schutz entziehen, „und wir Liberalen verlieren damit unsere Armee!“ Der Verein verfällt dann den Demokraten! (Mir scheint im stillen diese Gefahr so groß nicht; die Gothaner werden sich nicht so leicht den Demokraten zuwenden, und am Ende ist die Macht des Vereins nicht so gar groß.)

Ich: „Um meine Meinung befragt, habe ich gegen die Ausbreitung des Nationalvereins in Preußen gestimmt und sie in Schlesien auch verhindert“; mein Grund, den ich aussprechen muß, da der Herzog bedauernd dazwischen wirft: „D, warum haben Sie das gethan!“: die ganze Agitation ist zu Preußens

Gunsten, da können wir unmöglich mitagittiren! Wir verderben das Ganze, erwecken Mißtrauen gegen die Bewegung und geben der von Osterreich besoldeten süddeutschen Presse die erwünschte Veranlassung, die ganze Bewegung zu verdächtigen.

Der Herzog erzählt die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden. Sie war nicht zu vermeiden. Als der Regent nach Trier ging, verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft mit ihm, sie wurde abgelehnt unter dem Vorwande, der Regent könne nur kurze Zeit dort verweilen. Dann verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft in Ostende, die Antwort war: der Regent gehe gar nicht nach Ostende. Als Napoleon III. sie zum drittenmale in Baden-Baden in Vorschlag brachte, konnte sie nicht abgelehnt werden. Daß die Sache sich so gut machte, daß die sämtlichen deutschen Fürsten anwesend waren, war mehr Zufall als Plan. Mancherlei kam zusammen. Der Großherzog von Baden war ohnehin als Landesherr zur Stelle. Der König von Württemberg kam unter dem Vorwande, das Bad zu brauchen, und war schon da; er blieb, um die Sache zu beobachten. Der König von Baiern kam ungerufen auch unter dem Vorgeben, das Bad zu brauchen, und blieb vier Wochen. Der König von Hannover kam eiligst nach Berlin, um ganz unaufgefordert seine Teilnahme anzubieten; die Antwort des Regenten war: er könne ihm nicht verbieten, ganz nach seinem Belieben nach Baden zu reisen, nach einer Stadt, die nicht einmal auf preußischem Gebiete liege. Nun war von den deutschen Königen nur noch Sachsen übrig, und es wäre unter diesen Umständen geradezu auffallend gewesen, wenn es von der Zusammenkunft ausgeschlossen blieb. In dieser Erwägung erging an den König von Sachsen — an ihn allein — die ausdrückliche Aufforderung des Regenten, der Zusammenkunft in Baden beizuwohnen.

Den Herzog wollte man ausdrücklich nicht dort haben. Der Fürst Hohenzollern hat ihn durch den Telegraphen, nicht zu kommen. Gerade deshalb reiste der Herzog nach Baden, Usedom, den er auf der Durchreise in Frankfurt sah, war darüber fast außer sich. Der Herzog meint, Usedom war damals noch nicht geheilt von der Idee, man könne in gutem Einvernehmen mit Napoleon III. leben und die Freundschaft mit ihm zur Vergrößerung Preußens benutzen, und fürchtete, der Herzog werde mit seinem deutschen Patriotismus alles verderben!

In Baden bildete sich sogleich ein besondrer kleiner Kreis von Fürsten, der den andern gegenüber „das liberale Element repräsentirte“; er bestand aus dem Herzog und den beiden Großherzögen von Baden und Sachsen-Weimar.

Noch vor der Ankunft Napoleons III. verpflichteten sich die deutschen Souveräne auf Ehrenwort gegen einander, ihm alle genau dasselbe zu sagen, im wesentlichen: *qu'on ne demandait pas mieux, que de rester en paix*, aber dazu mußten die französischen Wühlereien in Deutschland aufhören.

Napoleon III. war bei seiner Ankunft überrascht und sehr verdrießlich, so zahlreiche Gesellschaft zu finden; er sah sogleich, daß sein Plan durchkreuzt und verdorben war, daß er weder den Prinzregenten bearbeiten und ihm lockende Anerbietungen machen, noch Preußen dem übrigen Deutschland gegenüber kompromittiren und verdächtigen könne.

Ganz zuerst hat er ein anderthalb Stunden langes Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Herzog von Koburg, beteuert seine friedlichen Absichten, sein Verlangen, namentlich mit Deutschland im besten Einvernehmen zu leben, klagt über das ungerechte Mißtrauen, mit dem man ihn betrachte u. s. w. Der Herzog giebt die verabredete Antwort und zählt die Gründe des Mißtrauens auf. Napoleon III. leugnet alle seine Pläne ab, verleugnet alle seine Agenten, nennt sie schlechtes Gefindel, das auf eigne Hand wühle. Er brauche vor allen Dingen Frieden. Um davon zu überzeugen, daß er ihn brauche, spricht er nicht nur von der angeblich schwierigen Lage der französischen Finanzen, er macht auch die französische Armee und Flotte klein und schlecht. Er spricht eine sehr hohe Meinung von der österreichischen Armee aus (die sich doch im ganzen nicht besonders geschlagen hat), und es scheint fast, als sei sie eigentlich der französischen an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen; wenigstens beteuert er, daß er nicht einer überlegnen Tüchtigkeit seiner Armee, sondern nur der schlechten Führung aufseiten der Österreicher den Sieg in Italien verdanke. Der englischen Flotte vollends sei die seinige durchaus nicht gewachsen. (Wenn das die Leute in Frankreich wüßten!) Das Gespräch mit dem Regenten wird wohl ungefähr desselben Inhalts gewesen sein.

Übrigens gefiel sich Napoleon III. als echter Parvenu ganz außerordentlich in so guter Gesellschaft. Er fühlte sich unendlich geschmeichelt dadurch, daß er dazu gehörte, daß die Fürsten ihn mit ungezwungener Familiarität als ihresgleichen behandelten. Gegen den Herzog kam er öfter darauf zurück: *Mais c'est charmant, tous ces souverains!* Er habe gar nicht gedacht, daß sich mit den Leuten so gut leben lasse!

Seine Aufnahme beim großen Publikum war von der Art, daß die Unmöglichkeit eines neuen Rheinbundes sehr anschaulich wurde. Französische Agenten, *mouchards*, versuchen auf seinen Wegen *vive l'Empereur!* zu schreien; die Folge ist, daß er gründlich ausgezischt und ausgepiffen wird, und daß ihn niemand grüßt. Erst als er selber den Befehl giebt, nicht *Vivat* zu schreien, ändert sich die Sache, und man grüßt, wo er erscheint.

Nach seiner Abreise treten die drei liberalen Fürsten zusammen und beraten, was nun im Innern Deutschlands geschehen müsse. Sie kommen überein, man müsse Österreich das Bündnis und die Hilfe Deutschlands für die Verteidigung Venetiens anbieten, aber unter der Bedingung, daß Österreich sich in seinem Innern zu zeitgemäßen Fortschritten entschliesse.

Die drei liberalen Fürsten wollten nun auch die übrigen zum Beitritt zu

einer solchen Erklärung auffordern, sondirten hie und da und erfuhren bei der Gelegenheit, daß auch die vier Könige zu einer besondern Beratung zusammen getreten waren.

Sie fragen nun zunächst bei dem König von Baiern an. Die Antwort ist entschieden ablehnend; es sei ganz andres notwendig, man müsse vielmehr dem Prinzregenten vereint entgegentreten und ihn auffordern, sich der Politik der Würzburger Konferenz (d. h. der Kleinstaaten) anzuschließen, außer Hohenzollern und Schleinitz sein ganzes Ministerium zu entlassen, das aus verkappten Demokraten bestehe, und die Hand zur energischen Unterdrückung des Nationalvereins zu bieten.

Auf diese Weise aufgeklärt über das, was in dem engern Rat der vier Könige vorbereitet wurde, beeilte man sich, den Prinzregenten davon in Kenntnis zu setzen, und in neuer Beratung der drei liberalen Fürsten mit ihm (wahrscheinlich auch mit Hohenzollern) wurde beschlossen, der Prinzregent solle das Prävenire spielen, bei ihrer letzten Zusammenkunft mit einer Erklärung hervortreten, des Inhalts, daß er die Grenzen Deutschlands schirmen und wahren, in der Bundes- und der innern Politik aber konsequent die bisherige Bahn verfolgen werde. Da der Prinzregent nicht rasch arbeitet, entwarf der Herzog schnell schriftlich die Rede, die der Regent halten sollte, und überließ es dann ihm selbst, sie so zu überarbeiten, daß sein Stil, seine Art, sich auszudrücken, hineinkam. Um dann jede weitere Diskussion im voraus abzuschneiden, soll, sowie der Prinzregent seine Rede geendet hat, „meine Schwägerin,“ d. h. die Großherzogin von Baden, eintreten. Jeder Bemerkung der Könige, die dennoch vorkäme, soll der Prinzregent mit den Worten begegnen: das müsse Gegenstand der Verhandlung unter den Kabinetten bleiben!

Bei der letzten Versammlung hielt der Prinzregent dann wirklich seine bekannte Rede, aber die Schwägerin trat nicht ein, und sowie er geendet hatte, augenblicklich, hob der König von Württemberg an mit seiner bekannten Erwiderung namens der vier Könige: er freue sich der patriotischen Gesinnung des Prinzregenten, müsse aber namens der Könige und in ihrem Auftrag einige Wünsche aussprechen. Diese sind vor allem: Einlenken Preußens in die Bahnen einer konservativen Politik, Unterdrückung des Nationalvereins. Bei diesen Worten richteten die sämtlichen Könige giftige Blicke auf den Herzog, und der König von Baiern fällt höchst naiv in die Rede: „Ja, das ist unser sehnlichster Wunsch!“ Der Prinzregent verweist alles auf die Unterhandlungen unter den Kabinetten.

Nachdem man sich in Baden getrennt hatte, schrieb der Herzog von Coburg aus einen gleichlautenden Brief an die vier Könige und beschwerte sich darin über die des Nationalvereins wegen gegen ihn gerichteten Anklagen darüber, daß man den Nationalverein selbst angreife, zu einer Zeit, wo es bei den von außen drohenden Gefahren nötig sei, sowohl die Einigkeit als das National-

gefühl der Deutschen zu steigern. Dazu trage der Nationalverein bei; so lange dieser sich innerhalb der gesetzlichen Schranken halte, sei kein Grund, ihm den Schutz zu versagen. Er hat darauf von allen vieren schöne Antworten erhalten, die ihn noch jetzt in der Erinnerung ärgern. Sein Kabinettssekretär soll sie mir morgen mitteilen, damit ich sehe, in was für heillosen Ansichten die Herren befangen sind.

Die Zusammenkunft in Teplitz ist dann auch von den drei liberalen Fürsten herbeigeführt worden. Der Herzog hat erst den Prinzregenten beredet, darauf einzugehen, wenn sie vorgeschlagen würde, und dann in Wien zu verstehen gegeben, daß der Regent eine Einladung dazu wohl annehmen werde. Wien griff gleich mit Freuden zu, die Einladung erfolgte. Da sich aber der Prinzregent die Anwesenheit der vier Könige in Teplitz verbat, konnte auch die liberale Fürstentrias dort nicht erscheinen; indessen wird doch zwischen ihr, namentlich dem Herzog und dem Regenten verabredet, was dieser letztere dort den Österreichern sagen soll.

Man bringt den Prinzregenten dahin, zu sagen, was ihm, wie der Herzog meint, sehr schwer fiel; er sei der Regent eines konstitutionellen Staates und er müsse auf die öffentliche Meinung in Preußen Rücksicht nehmen. Das wird ihm schwer, aber er thut es. Der Regent hat ferner den Österreichern gesagt: „Ihr wollt, daß wir euch helfen sollen in Italien. Das müßt ihr selbst uns erst möglich machen, indem ihr die öffentliche Meinung in Preußen versöhnt durch liberalen Fortschritt im Innern der österreichischen Monarchie, durch Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken und dadurch, daß ihr die Würzburger nicht unterstützt und uns gewähren laßt am Bundestage.“

Soweit war alles ganz gut. Leider aber hat man dann die Österreicher aus Teplitz fortgelassen, ohne bestimmte, unterschriebne Verträge erlangt zu haben. Die Österreicher haben zwar dort gesprächsweise allen diesen Forderungen zugestimmt und das allerschönste versprochen, aber mit der Absicht, nichts zu halten und Preußen doch zu kompromittiren, es doch hineinzuziehen in die Kämpfe, die ihnen bevorstehen. Wie wenig sie Wort zu halten gedenken, beweist gleich das allererste, was sie nach der Teplitzer Zusammenkunft gethan haben: der Erlaß wegen des Begräbnisses der protestantischen Soldaten.

Der Herzog meint, Venetien müßten wir haben und behaupten, um das südliche Deutschland verteidigen zu können; durch Venetien seien alle unsre strategischen Stellungen im südlichen Deutschland umgangen. Ich spreche, natürlich vorsichtig, als Nothbehelf, wenn etwa das Venetianische doch nicht zu behaupten sein sollte, von der sehr starken Verteidigungslinie, die sich am Sponzo einrichten lasse mit Görz, Villach, Klagenfurt, Laibach, Marburg und Bruck an der Mur als Festungen. Aber er achtet gar nicht darauf, lehnt es unendlich weit ab, ohne recht darnach hinzuhören.

Übrigens ist der Herzog überzeugt, daß Österreich seinem Untergang ent-

gegengeht. Die österreichische Regierung habe gar kein Programm, keinen Plan und lasse sich vollkommen ratlos von den Ereignissen treiben.

Italien. Der Herzog sagt: Garibaldi hat von Napoleon III. die Erlaubnis, erst Neapel und dann das Venetianische anzugreifen; Rom und den Papst soll er dagegen in Ruhe lassen. Das ist ihm nicht recht, und darum läßt er sich in neuester Zeit halb und halb auch mit Mazzini ein.

Ist Garibaldi erst Herr von Venetien, dann wird von dort aus der zündende Funke nach Ungarn geworfen. Daß Ungarn vollständig organisiert ist für die kommenden Ereignisse, bestätigt mir auch der Herzog.

Der Herzog: Die ganze italienische Bewegung, von Paris aus geleitet, geht teils im Einverständnis mit Cavour vor sich, teils hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen. Cavour sagt: *C'est une bêtise, c'est trop tôt d'une année!* (Sehr natürlich! Da die sardinische Armee infolge der Gebietserweiterung verdreifacht werden muß, kann sie unmöglich schon fertig und kriegstüchtig sein.) Da die Bewegung aber einmal im Gange ist, kann er sie unmöglich sich selbst überlassen. In Mailand wird „Tag und Nacht“ an Zivilkleidern gearbeitet für die piemontesischen Soldaten, die sich Garibaldi zum Angriff auf Venetien anschließen sollen.

Sch: Wie lange kann es noch dauern, bis wir mit in den Krieg verwickelt werden?

Der Herzog: Bis zum Frühjahr.

Sch: Daß sich die Sache noch so lange hinziehen wird, daran ist, wie mir scheint, so ganz sicher nicht zu glauben. Die Ereignisse gehen rasch. Wie lange kann der Kampf noch dauern in Neapel?

Der Herzog: Garibaldi hofft, Venetien noch in diesem Winter angreifen zu können.

Sch: Nun, dort hinzugelangen, muß er durch die römischen Marken ziehen. Wie kommt er hin?

Der Herzog: Man wird ihm nichts in den Weg legen!

Sch: Vonseiten der Franzosen nicht; aber ist man auch Lamoricieres gewiß? Wie ich höre, ist er in Belgien, wo er durch seine Frau Familienverbindungen hat, der Geistlichkeit, der klerikalen Partei verfallen; er ist sehr fromm geworden, asketisch. Auch ist er durch die Vermittlung der belgischen klerikalen Partei an die Spitze der päpstlichen Armee gekommen. Daß er sich fügt, scheint mir nicht ausgemacht. Übrigens erhebt sich die Bevölkerung der Marken ohne Zweifel beim Erscheinen Garibaldis.

Des Herzogs Ansicht, daß wir noch bis zum Frühjahr im Frieden bleiben, gründet sich darauf, daß er glaubt, Garibaldi werde auch gegen die Österreicher in Venetien siegreich bleiben. Es werde sich mithin da keine Veranlassung zu französischer Einmischung ergeben. Das glaube ich nicht. Freischaren werden nicht so leicht einer geschulten und disziplinierten regelmäßigen Armee ebenbürtig, vollends wenn diese Freischaren Italiener sind.

Der Herzog meint, Garibaldi werde doch siegen, „es ist kein Zug mehr in der österreichischen Armee!“

Ich: Sie verlangt doch aber sehr und leidenschaftlich darnach, die Scharte vom vorigen Jahr auszuweken. Setzen wir den Fall, Österreich siegt im Kampfe gegen Garibaldi, wird es dann in der Verfolgung am Po stehen bleiben? Thut es das, so fängt die Geschichte immer wieder von vorn an, sobald Garibaldi seine Scharen in dem nahen Bologna wieder reorganisirt hat, d. h. nach einigen Wochen. Verfolgt [ihn?] Österreich über den Po hinaus, auf sardinischen Boden, dann ist der allgemeine Krieg augenblicklich da!

Der Herzog zuckt die Achseln.

Der Orient. Der Herzog bestätigt mir, was sich ohnehin alle Welt sagt, daß Napoleon III. die Christen (Maroniten) im Libanon in der Hoffnung auf den Rückschlag hat aufhezen lassen, die Muhammedaner anzufallen. Napoleon III. hat aber auch zu gleicher Zeit durch seine Agenten die Muhammedaner vor dem Angriff warnen und sie gegen die Christen aufhezen lassen. Ein Freund des Herzogs, der ein leidenschaftlicher Jäger ist, hat im Atlas Jagden von den Arabern gepachtet und jagt dort mit den arabischen Scheiks zusammen. Dort im Atlas haben ihm die Scheiks lange vor dem Ausbruch gesagt, was in Syrien bevorstand. Ebenso haben es Muhammedaner in Indien dem Mr. Oliphant vorhergesagt. Oliphant, der vor kurzem hier in Reinhardtsbrunn war, bezeugt es selbst.

Ich: das wundert mich nicht, denn die Muhammedaner hängen in der ganzen Welt zusammen, wie die Freimaurer und die Juden. Was mich wundert, ist, daß Napoleon zu gleicher Zeit Pläne verfolgt, die mit einander im geraden Widerspruch stehen; daß er mit Rußland im Bunde den Orient aufregen will und zugleich in Polen wühlen läßt. Denn daß die Polen nicht wie verständige Leute innerhalb der vorgeschriebnen Grenzen bleiben, sich nicht bloß im preußischen und österreichischen Polen regen würden, sondern auch, und zwar vorzugsweise im russischen, daß sie auf diese Weise das Bündnis mit Rußland gefährden, ja unmöglich machen würden und Napoleon III. sein Spiel verderben, das hätte er vorhersehen können.\*)

Ich bringe auch die Reform der preußischen Armee zur Sprache. Der Herzog will sie nicht ganz billigen; er kommt darauf zurück: das „vollständige Element“ sei der Armee in der Landwehr genommen, besteht aber nicht weiter darauf, da ich geltend mache, es komme doch vor allen Dingen darauf an, eine Armee zu haben, die zuverlässig ist und sich tüchtig schlägt, und frage, ob man das wohl von unsern schlesischen Landwehrebataillonen erwarten könne, die zu vier Fünfteln, oder vollends von den rheinischen, die zu sieben Achteln aus verheirateten Familienvätern bestehen?

\*) Diese Voraussetzung traf bekanntlich schon wenige Jahre später ein.

Zu wünschen wäre nun, daß die liberale Partei in unserm Parlament Vernunft annehme, nicht ein ohnmächtiges Zetergeschrei erhöhe über Dinge, die sie nicht mehr ändern kann.

Der Herzog: Die Liberalen wollen aber im Gegenteil „einen Höllenlärm“ anfangen über die Militärfragen in der nächsten Sitzung.

Sch: meine Hoffnung war, die Herren würden sich nun durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten in den Provinzen überzeugt haben, daß die öffentliche Meinung im allgemeinen entschieden für die Militärvorlagen der Regierung ist. Jedenfalls kann der Lärm zu nichts führen, als zu einem unseligen Bruch zwischen Regierung und Kammern, und der muß um jeden Preis vermieden werden. Man müßte dahin arbeiten, daß die Leute Vernunft annehmen. Noch ein andres macht mir Sorgen: daß, wie mir Herwarth sagt, der Fürst Hohenzollern vom Ministerium zurücktreten will, so wie der König stirbt.

Der Herzog: Das sagt er immer; aber wir lassen ihn nicht gehen.

Er kommt auf Ungarn zurück; dessen Erhebung, die bevorsteht, wird ganz eigentümliche Verlegenheiten herbeiführen. Die Ungarn sind zum Teil Protestanten; ihre Absicht ist, sich um Schutz und Beistand an Preußen zu wenden, eine Personalunion der ungarischen und preußischen Krone anzubieten oder dergleichen. Wenn sie abgewiesen werden, wollen sie sich Frankreich in die Arme werfen.

Auch Rüstows gedenkt der Herzog. Der ist zu Garibaldi gegangen, um sich einen militärischen Ruf zu erwerben und in der Hoffnung, demnächst als roter Feldmarschall in Deutschland aufzutreten.

3. September. Um elf Uhr gemeinschaftliches Frühstück im Sälchen; der Herzog bespricht Napoleons III. klägliche Familienverhältnisse, die Abenteuer der Prinzessin Mathilde u. s. w. Er gedenkt auch des Königs Jérôme; mit dem habe er stets sehr gern verkehrt, er sei ein verständiger, gewissenhaft und mild denkender alter Mann gewesen, stets bemüht, seinen Neffen Napoleon III. zur Mäßigung zu bewegen. Gegen den Herzog beklagte Jérôme, daß Napoleon III. Neigung habe, in die Übertreibungen seines Onkels, Napoleons I., zu verfallen à qui il est si supérieur. (So beurteilt der elende Jérôme seinen jedenfalls heldenhaften und großen Bruder.)

Unter Übergang einer Anzahl interessanter, ihres großen Umfangs wegen hier nicht mitteilbarer Korrespondenzen, in die der Herzog seinen Gast Einblick nehmen ließ, wenden wir uns den letzten Tagen von Bernhardis Aufenthalt in Reinhardtsbrunn zu.

5. September. Beim Frühstück erzählt der Herzog aus Lissabon, wo er zur Zeit der Königin Maria da Gloria öfter gewesen ist. Ein Pater Mario (Mönch) war den Truppen Dom Pedros mit dem Kreuz voran in die Hauptstadt eingezogen, war dafür Kardinal geworden und eine privilegierte Person.

Man sah ihm gern nach, daß er einen nichts weniger als kanonischen Lebenswandel führte und namentlich leidenschaftlicher Spieler war. Er legte häufig eine Pharobank auf, und die jungen Prinzen und ihre Umgebung pointirten.

Die Prinzen müssen in voller Uniform bei entsetzlicher Hitze vom Balkon herab der Frohnleichnamsprozession zusehen. Der Kardinal, der wenig und schlecht französisch spricht, ruft ihnen aus der Prozession zu: Chaud, bien chaud, mais je viendrai, je viendrai! Zum Spiel nämlich. Wenn die Prozession vorüber ist, werfen die Prinzen ihre Uniformen ab, legen Leinwandkittel an und gehen in die untern, kühleren Gemächer. Da steht der Spieltisch schon fertig, gleich darauf kommt der Kardinal im roten Hut und Scharlachtalar, den goldnen Patriarchenstab in der Hand. In diesem Aufzug, im vollen Ornat, stellt er sich an den Spieltisch, präsentirt mit dem Patriarchenstab das Gewehr und ruft: Messieurs, faites votre jeu!

Kurz vor Tisch sendet der Herzog mir Franckes Bericht über die Sitzungen des Nationalvereins und die gefaßten Beschlüsse.

Die Leute sind unreif und, wie es scheint, unfähig, reif zu werden. Sie haben, so viel auch die Führer gewarnt haben, eines der drei Dinge gethan, die der Herzog als gefährlich bezeichnete, sie haben die Hegemonie Preußens und Volksvertretung am Bundestage als Ziel ihres Strebens proklamirt. Wenn sie auch einige Worte über Osterreich hinzusetzten, das darum nicht ausgeschlossen sein soll. Dadurch ist das bedenkliche nicht beseitigt, und dadurch, daß die Hegemonie Preußens nur eventuell anerkannt wäre, nur für den Fall, daß Preußen in den Bahnen des Liberalismus bleibt, auch nicht. Die gewählte Form ist nebenbei etwas für Preußen beleidigendes, und die Unruhe spricht sich darin aus, daß man vergißt, daß die Hegemonie unter anderm eine Frage der Macht ist. Aber daran haben die Leute nicht genug, sie fühlen sich berufen, auszusprechen, daß das Bedürfnis Deutschlands nach Einheit in der unseligen Verfassung von 1849 seinen Ausdruck gefunden habe, und amendiren diesen Satz auf den Antrag eines quidam dahin, daß jenes Streben in besagter Verfassung seinen rechtlichen Ausdruck gefunden habe.

7. September. Bennigsen kommt quasi re bene gesta aus Koburg an, G. Freytag kommt seinethalben nach Reinhardtsbrunn heraus. Er besucht mich auf meinem Zimmer. Tadeln den Nationalverein: „Die Leute fingen 1848 wieder an, wenn man sie gewähren ließe.“ Namentlich hat der alte Welcker eine ganz unsinnige Rede gehalten. Im einzelnen sucht G. Freytag manches zu entschuldigen, kann aber nicht leugnen, daß die Leute die Regeneration Deutschlands in sehr unreifer Weise betreiben, „so wie man es von schwärmenden Sekundanern erwarten müßte.“

Tafel im großen Speisesaal. Bennigsen mein Nachbar. Bei Tisch war von dem Aufstand der Polen die Rede, auf den wir uns gefaßt machen müßten. Ich sprach die Hoffnung aus, daß man dann nicht wieder „Wehmuthspolitik“

treiben werde. Der Herzog zieht darauf ohne Schonung los über den Idealismus des Deutschen, der immer gegen sich selbst Partei nimmt. G. Freytag nimmt das etwas übel und meint, gerade diese Objektivität, diese Fähigkeit, sich an die Stelle des andern zu setzen, sei der eigentümliche Vorzug des Deutschen. Der Herzog ergeht sich fort und fort in bitterem Spott über die schönen Ergebnisse, zu denen dieser Idealismus uns geführt habe. Ich nehme für G. Freytag Partei und mache geltend: der Geltung, die wie dereinst auch in der politischen Welt als Nation hoffen dürfen, hat jedenfalls der deutsche Idealismus sehr tüchtig vorgearbeitet. Seitdem die Leute wissen, was deutsche Wissenschaft und Kunst ist und bedeutet, hat der Deutsche in Frankreich und in England eine ganz andre Geltung als früher. Der Herzog wollte das im Anfang nicht zugeben, Barnard aber bestätigte es mit Nachdruck.

Am Morgen des 8. September verließ Bernhardt Reinhardtbrunn, um über Gotha heimzukehren. Mit besondrer Ausführlichkeit gedenkt das Tagebuch der unterwegs auf dem Landstige Gustav Freytags, Siebleben, mit diesem und dem Staatsrat Samwer verbrachten Stunden. Das Hauptthema der dort geführten Unterredungen bildete der Nationalverein, dessen Verhalten von Freytag erläutert und verteidigt wird. Es heißt darüber u. a.:

Gustav Freytag, der viel mit Bennigsen verkehrt hat, sucht manches in günstigerem Lichte darzustellen, obgleich auch er die Schwächen einräumt. Mit der Erwähnung der Verfassung von 1849 war gemeint, daß diese Verfassung nun in ehrenvoller Weise sollte zu Grabe getragen sein und abgethan. Ich: Das wird aber nicht leicht jemand aus den Beschlüssen des Nationalvereins herauslesen. Wenn die Leute so verstanden sein wollten, hätten sie wenigstens nicht sagen sollen, daß die Bestrebungen der Deutschen in dieser Verfassung ihren rechtlichen Ausdruck gefunden hätten. G. Freytag meint auch, es müßten nun sofort Publizisten des Vereins auftreten und in öffentlichen Blättern bestimmt aussprechen, wie dieser Beschluß zu deuten sei. Er hat auch bei Bennigsen darauf gedrungen. Die Hegemonie Preußens zur Sprache zu bringen, war notwendig, sagt Bennigsen, damit sie von den Süddeutschen einmal ausdrücklich anerkannt würde. Wie auch die preussische Hegemonie verkläusulirt sein mag: es sei viel dadurch gewonnen, daß man die Süddeutschen dahin gebracht habe, sie förmlich anzuerkennen.

Übrigens, meint G. Freytag, der Herzog könne nichts dagegen haben, wenn der Nationalverein ausspricht, daß er Volksvertretung beim Bundestage verlange, denn der Herzog selbst hat sich in Frankfurt mit den beiden Großherzogen von Weimar und von Baden verabredet: diese drei Fürsten wollen am Bundestage den Antrag auf Volksvertretung stellen. Der Großherzog von Baden erlebt es zum erstenmale, daß sein Volk zu ihm steht, seit er in die Reform der Freisinnigkeit eingelenkt hat u. s. w.

Von dem Ereignis, das dem Jahre 1860 die entscheidende Signatur geben und auf die Entwicklung der deutschen wie der europäischen Dinge nachhaltigen Einfluß

üben sollte, scheint während der vorstehend erörterten Tage in Reinhardtsbrunn wie in Gotha die Kunde noch gefehlt zu haben. Am Morgen des 7. September (des letzten Tages von Bernhards Reinhardtsbrunner Aufenthalte) hatte Garibaldi als Triumphator über die Armee König Franz II. seinen Einzug in die Thore Neapels gehalten und damit den für die Zukunft Italiens entscheidenden Schritt gethan. Unmittelbar nach Eingang der Kunde von diesem überall mit gleicher Überraschung aufgenommenen Vorgange ließ Graf Cavour die berühmte Depesche abgehen, in der er dem Kardinalstaatssekretär Antonelli gegenüber „dem großen Schmerz der Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien über die in Dienste der päpstlichen Regierung stehenden fremden Söldnerscharen“ Ausdruck gab, ihn als Verletzung des öffentlichen Gewissens Italiens und Europas bezeichnete und die sofortige Auflösung und Entwaffnung jener Korps verlangte. Vier Tage später (11. September) erschienen sardinische Truppen auf dem Gebiete des Kirchenstaats, und ein Woche darauf (18. September) wurde die von Lamoricière geführte päpstliche Armee bei Castelfidardo geschlagen!

Ein Jahrzehnt später war die dadurch ins Rollen gebrachte große Bewegung zum Abschluß gekommen und in ungeahnter Weise das Ziel erreicht, das die im September 1860 zu Koburg und Reinhardtsbrunn versammelt gewesenen Patrioten als bloße entfernte Möglichkeit angesehen hatten.



## Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher

### 2. Metaphern aus der Geschichte und der Kultur des Altertums



ir haben in einem frühern Aufsätze gezeigt,\*) welche wichtige Rolle in der modernen Metapher und Bildersprache die antike Mythologie und Sage spielt. Bei weitem geringer ist die Bedeutung, die die politische Geschichte der alten Völker, ihre Kultur und Litteratur auf diesem Gebiete beanspruchen darf. Bei den nichtklassischen Völkern des Altertums ist von einer solchen beinahe gar keine Rede. Was hat z. B. Ägypten unsrer Metapher geliefert? Die Sphinx kann man dafür nicht anführen, denn sie ist zweifellos durch die griechische Sage zu uns gekommen; wer in bildlichem Sinne von einer Sphinx spricht, denkt dabei an die thebische, nicht an die ägyptischen Sphinxbilder. Die ägyptische Götterwelt ist der modernen Anschauung stets fremd geblieben; die politische Geschichte Ägyptens, seine merkwürdige Kultur hat eben so wenig irgendwelchen Einfluß auf unsern Bilderschatz ausgeübt (das „verschleierte Bild von Saïs“ kann, als von Schiller herrührend, hier nicht namhaft gemacht werden), und ich wüßte nichts anzuführen, als einzig die Hieroglyphen,

\*) Vergl. die Grenzboten von 1892 II, S. 203.